

(Nachdruck verboten.)

## Eheleute Strouhal.

1) Erzählung von M. A. Simáček.  
Deutsch von Franta Hájek.

### I.

Vor dem Rübenhause standen vier Wagen mit Rüben. Mehrere Männer, von zwei Mädchen unterstützt, schafften die knolligen Dinger über schräg aufgestellte Rinnen direkt zum Elevator hinunter. Aus dem Innern des Hauses vernahm man fröhlichen Frauengesang, der sich mit dem Lärm der arbeitenden Waschmaschinen vermischte.

Ueber den geräumigen Hof, an den hellerleuchteten Fenstern des Kesselhauses vorüber, schritt der Fabrikarzt. Er ging um die Esse, der dünne, graue Rauchwolken entrollen, herum, und passierte den Kalkofen, vor dem auf einer Bank zwei alte Männer saßen. So lange die Fabrik stand, haben die beiden immer hier gearbeitet, und sie sind natürlich überzeugt, daß niemand die Arbeit hier so gut zu verrichten vermöge wie sie. Sie kannten den Ofen gründlich, wie ein Reiter sein Pferd, wie der Jäger seinen Hund. Soeben waren sie dabei, auseinander zu setzen, daß der Stein diesmal nicht so gut sei, wie der vorjährige. Das ließe sich eben nicht erzwingen, der Herr Direktor solle sich ja nichts einbilden.

Nach diesem Ausspruch schwiegen sie ein Weilschen und qualmten aus ihren kurzen Pfeifen.

„Nun, es ist bald acht Uhr, die höchste Zeit, nach dem Kalk zu schauen,“ meinte nach einiger Zeit der eine von ihnen.

„Hast recht, die höchste Zeit,“ brummte der andere, blieb aber ebenso wie sein Kamerad ruhig sitzen.

Nach einer Weile erhob sich der erste. „Also gehen wir!“ sprach er und reckte sich. „Heute liegt es mir wieder ordentlich im Kreuz,“ bemerkte er.

„Oh, ich habe es schon seit drei Tagen. Kein Wunder auch bei der ewigen Schinderei.“

„Ach, ja, ja!“

Der Doktor bog um den Kalkofen und blieb vor dem Eingang zum Laboratorium stehen. Die hohen, hellleuchtenden Fabrikfenster warfen ihr Licht über den weiten, beschnittenen Hof, über den plaudernd ein paar Männer schritten. Aus der Fabrik vernahm man den gleichmäßigen Gang der Dampfmaschine, während in irgend einem Winkel der Fabrikwächter die achte Stunde piffte. Ein junges Mädchen kam aus der Thür und lief flink mit bloßen Füßen über den Hof der Kantine zu. In der Hand trug es einen Krug, den es gemächlich hin und her schwenkte. Der Doktor nickte ein paarmal mit dem Kopfe, und trat dann ein.

Der dienstthuende Adjunkt trat ihm zutraulich entgegen und hieß ihn willkommen.

„Nun, wie geht's?“ frug der Arzt, dem jungen Manne die Hand schüttelnd.

„Wie es schon so geht während der Campagne,“ antwortete der Gefragte mit einem sauerfüßen Lächeln.

„Ja, Ihr wollt immer nur jammern, und dabei lebt Ihr hier wie die Spatzen im Weizenfeld,“ erwiderte scherzend der Arzt, auf das Mädchenweisend, das soeben mit einem gefüllten Bierkrug zurückkam und ihn vor den Adjunkten stellte.

„Das ist auch noch das einzige, was uns das Hundeleben ein bißchen versüßt,“ wehrte sich der Adjunkt.

„Und dann solche kleine, dralle Mädelschen, wie die hier nicht wahr?“ sagte der Doktor und lachte laut, sich an der Verlegenheit des jungen Beamten weidend. „Aber nichts für ungut, Herr Stuchly, ich denke mir nichts Schlimmes dabei,“ tröstete er sofort, und um das Gespräch auf ernstere Angelegenheiten zu bringen, fragte er nach den Patienten.

„Alles gesund, nur der alte Krosina hat sich die Hand etwas zerquetscht, aber wir haben ihn schon mit Arnika auskurirt . . . ohne Sie, Herr Doktor.“

„Ja, ja! Pfluscht mir nur ins Handwerk!“

„Und dann die alte Gladit, mit der steht es immer gleich schlimm“, fuhr der Adjunkt in seinem Referat über den Gesundheitszustand der Arbeiter fort.

„Aber was ist da zu machen, um Himmels willen! Das

Weib ist im höchsten Grade tuberkulös und schont sich nicht. Ich will wetten, daß sie wieder arbeitet . . .“

„Gewiß!“

„Also, sehen Sie. Da kann der Arzt allerdings auch nichts machen. Was habe ich ihr schon zugeredet, daß sie zu Hause bleiben und sich pflegen soll. Aber nein, nein und nein! Ich bitte, lassen Sie die Frau kommen, daß ich es nochmals mit einer Drohung versuche.“

„Sole die alte Gladit!“ befahl der Adjunkt dem Mädchen aus dem Laboratorium. „Die wird nicht mehr anders“, bemerkte er, als das Mädchen gegangen.

„Und alles ist nur der reinste Geiz bei ihr . . .“

Bald vernahm man auf der Treppe langsame, schwere Schritte, und von einem trockenen Husten geschüttelt, betrat eine alte Frau das Laboratorium. Sie war in ein großes Tuch gewickelt und sah zum Erbarmen aus. Mit einer müden Bewegung fuhr sie mit dem Zipfel ihrer Schürze über den Mund und versuchte die Hand des Arztes zu erfassen.

„Na, Ihr hustet mir wieder nicht schlecht,“ empfing sie der Doktor.

„Werde wohl, gnädiger Herr, nicht mehr lange machen,“ antwortete sie resigniert und wischte wieder an ihrem Munde.

„Spazt nur nicht viel! Wenn Ihr nicht zu Hause bleibt und Euch pflegt, kann es schneller kommen, als Ihr denkt.“

„Wie der liebe Herrgott will! . . . In Gottes Namen! . . .“

„Aber Frau! Ist es Euch denn gar so gleichgültig? Ihr habt doch Kinder, habt einen Mann?“

„Der wird sich schon auch ohne mich behelfen — und Kinder? Die werden sich schon allein ernähren.“

„Und liegt Euch denn gar nichts mehr am Leben?“

„Bin müde, gnädiger Herr, und werde gerne ausruhen.“

„Dann sind freilich alle meine Ratschläge vergebens. Aber ich erfülle meine Pflicht, wenn ich Euch sage, daß Ihr den Frühling nicht erlebt, wenn Ihr weiter so in der Fabrik arbeitet.“

„Wie der liebe Herrgott will! . . . In Gottes Namen!“ erwiderte wie gewohnheitsmäßig die Gladit und fuhr sich mit der Schürze wieder über die Lippen.

Ohne ein Wort zu sagen, blickte der Arzt sie eine Weile an und versank in Gedanken.

„Kann ich wieder gehen, gnädiger Herr?“ frug die Frau.

„Ja, geht, aber nehmt Euch zu Herzen, was ich Euch gesagt habe.“

Wieder machte die Frau einen vergeblichen Versuch, dem Arzt die Hand zu küssen, und ging dann mit dem üblichen Gruß aus dem Laboratorium.

„Sie sollten die Frau überhaupt gar nicht in Arbeit nehmen, in einem solchen Zustande,“ wandte sich der Doktor nun in barschem Tone an den Adjunkten.

„Was hilft es? Wenn wir sie entlassen, geht sie nach Truchlin, da nehmen sie sie ganz gewiß. Sie sagt es ja selbst. Und da hat sie es bei uns doch noch besser.“

„Sonderbare Menschen das, und im höchsten Grade bedauernswert!“ bemerkte der Arzt und versank wieder in Gedanken. „Und wie ich gesagt habe, bis zum Frühjahr . . . und wer weiß . . . vielleicht . . .“

### II.

Zur selben Zeit, als der Arzt im Laboratorium weilte, saß der Oberheizer Strouhal auf einer Bank und lehnte sich an die rote Ziegelmauer des Kesselhauses, in dem neun schwarze Dampfessel standen.

Fünf bärtige, im Gesicht geschwärzte Männer, mit vorgebundenen Schürzen und aufgeträmpelten Ärmeln, hantierten herum. Ein jeder von ihnen hatte eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Es war ungewöhnlich still im Kesselhause. Strouhal blickte finster drein und die Heizer verrichteten schweigend ihre Arbeit, indem sie die Kohlen herbeischafften oder in den Esen scharrierten.

Schon seit dem Beginn der Campagne war Strouhal so wortkarg, ja man sagte, daß es schon vorher so gewesen und daß er sich wegen seines Weibes gräme, obwohl man ihm mit keinem Worte kommen durfte, und er nichts von ihm hören wollte. Vor zwei Monaten hatte seine Frau ihn verlassen, und



niemand wußte so recht, warum. Und dabei waren sie kaum ein halbes Jahr zusammen. Sonderbar! Man schüttelte die Köpfe, aber niemand getraute sich zu fragen, weil Strouhal jedes Einnischen in seine Angelegenheiten barsch zurückgewiesen hatte. Nur unter sich, wenn der Oberheizer besonders schweigsam und mürrisch war, tauschten die Heizer ihre Ansichten aus.

Sonst war Strouhal gesprächig, pflegte gern den einen oder den anderen zu belehren, plauderte über dies und jenes, namentlich darüber, was er in der Zeitung, die er hielt, gelesen, und hielt mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge. Die Heizer hörten ihm gerne zu und fanden so manche Wahrheit in seinen Worten verborgen, ja oft war es ihnen, als sagte er gerade das, was sie alle in sich fühlten, aber nicht aussprechen konnten. Alle achteten ihn. Er kleidete sich immer anständig und war ein geschworener Feind des Branntweins. Aus diesem Grunde hatte er auch von Tag zu Tag dem Aschenarbeiter Styblík mehr und heftiger zugeredet, sich doch mit diesem verfluchten Fasel nicht fortwährend zu vergiften.

Solche und ähnliche Ermahnungen waren beinahe alles, was sie in der letzten Zeit in der Fabrik von ihm vernommen hatten. Nur mit dem Heizer Gladík hatte er ab und zu geplaudert, mit dem er am besten bekannt war, aber auch hier fehlte es nicht an Ermahnungen und Vorwürfen. Strouhal verübelte es Gladík sehr, daß er sein krankes Weib in die Fabrik gehen ließ. Fast jeden Tag sprachen sie untereinander über die Angelegenheit, freilich immer ohne Erfolg. Er hatte Gladík gern und wußte wohl, daß es ein rechtschaffener Mann war und ein gutes Herz hatte. Und deshalb mochte er sich mit ihm nicht verfeinden. Gladík war der Einzige, der trotz Strouhals häufiger übler Laune sich erlaubte, mitunter auch seine Meinung zu äußern, und wiederholt bemerkte, wie gut es doch wäre, wenn Strouhal sich mit seiner Frau wieder versöhnte.

Auch heute schien es, als ob Gladík wieder etwas auf dem Herzen hätte, was mit dieser künftigen Angelegenheit in Verbindung stand. Er kreiste immer wieder um Strouhal herum, schob die Mütze von einem Ohr zum andern, und warf dem schweigsamen Oberheizer gedankenvolle Blicke zu. Endlich hatte er sich ermannt und blieb dicht vor ihm stehen. Die übrigen Heizer blickten alle gespannt auf die beiden. Nur Strouhal achtete nicht darauf.

„Hört, Strouhal, was ich sagen wollte . . .“

Strouhal hob langsam die Augen.

„. . . Könnte nicht Eure Frau wieder zurückkommen?“

Nun war es glücklich heraus. Es war kein leichtes Stück Arbeit für Gladík gewesen, darum atmete er jetzt erleichtert auf und horchte, was ihm der Gefragte nun antworten würde. Dieser stand auf, machte mit der Hand eine abweisende Geste und erwiderte unwillig:

„Redet mir nicht von ihr. Ich habe es Euch schon mehrmals gesagt.“

Die Heizer, die die beiden heimlich beobachtet hatten, wandten sich enttäuscht ab, und husteten verlegen. Worauf hatten sie auch gewartet? Das konnten sie schon vorher wissen, daß der Oberheizer Gladík kurzweg abweisen würde, wie immer. Und dieser wagte einen zweiten Angriff nicht mehr. . . . Oder doch? Gespannt blickten sie alle auf die beiden Männer.

Es geschah etwas Unerwartetes.

Gladík gab sich diesmal mit dem erhaltenen Bescheid nicht zufrieden, und wagte wirklich einen neuen Angriff. Er fuhr mit der Hand über die geschwärmte Stirn, blickte seinen Vorgesetzten ernst an und fragte mit ziemlich fester Stimme: „Und warum? . . . Warum wollt Ihr sie nicht wiedersehen?“

„Warum? . . . Weil das Weib glaubt, daß ich auch so einer bin, wie ihr erster Mann, daß ich ein Trunkenbold bin, ein Ludrian, und daß ich es stillschweigend zugebe und dulde, daß mein Weib zu fremden Leuten in Arbeit geht“, antwortete der Oberheizer mit lauter Stimme. „So, jetzt habe ich es Euch gesagt, jetzt wißt Ihr es, Gladík, und nun laßt mich in Ruhe damit und quält mich nicht mehr,“ fügte er noch hinzu, und begann im Kesselhaufe hin und her zu gehen und den Wasserstand an den Kesseln zu prüfen.

Das hatte niemand erwartet. Alle dachten, daß Strouhal den unbequemen Frager kurzweg abweisen würde, und nun hatte er geantwortet, und nicht nur mit einem Worte. Er sagte genug und sagte es deutlich und bestimmt.

In diesem Augenblick kam der Doktor aus der Fabrik

ins Kesselhaus. Er pflegte hier immer zu guterlekt einzutreten. Alle begrüßten ihn höflich. Nur Gladík trat hinaus, um mit dem Arzt nicht zusammen zu treffen und seine Vorstellungen wegen seiner kranken Frau nicht anhören zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Klaffertiere des äquatorialen Indiens.

Die südasiatischen Inseln von Ceylon im äußersten Westen bis Neuguinea im Osten und darüber hinaus bilden das Gebiet, in dem die eigenartigsten Wesen der reichen Tierwelt der Tropen, nämlich die fliegenden und flatternden Säugetiere und neben diesen selbst Kriechtiere und Lurche mit einer gewissen Flugfertigkeit so recht eigentlich zu Hause sind. Zwar beherbergt Europa in der Fledermaus ja auch einen Vertreter dieser außerordentlichen Geschöpfe, aber sie ist doch zu unscheinbar und durch ihr nachtleben auch den Blicken zu sehr entzogen, um mehr als eine untergeordnete Rolle zu spielen. Was würden aber unsere nervösen und empfindsamen Damen sagen, wenn es bei uns Fledermäuse von der Größe des indischen *Kaloug* gäbe, der einer starken Katze an Leiblänge und Umfang gleichkommt und eine Flügelspannweite bis zu anderthalb Meter besitzt. Zwar fliegt der *Kaloug*, wenn er nicht etwa gerade gewissem Futter nachgeht, meist in solcher Höhe, daß er schreckhafte Menschen nicht beunruhigen kann, ja diese, die ja wohl nicht zu den Tierseemern gehören, halten die am Abend und Morgen langsam aber stetig ihrem Futter resp. Ruheplatz zustiegenden *Kalongs* wohl eher für große Vögel. Die Javanen oder Chinesen empfinden einen gewissen Abscheu vor dem *Kaloug*, der auch in gewissem Grade berechtigt ist, denn der *Kaloug* ist ein ekelhaftes, weil mit einer öligen Milchabsonderung über und über beschmieretes, von Ungeziefer wimmelndes und mit einem widerwärtigen Gerüche behaftetes Tier, von dem sich selbst der gierigste und auf allerlei Jagd veressene malaiische *Pariak-Hund* mit Widerwillen abwendet. Dazu mag kommen, daß ein *Kalouglag* der *Kalongs* sich immer schon von weitem durch einen penetranten Gestank auszeichnet. Ein solcher *Kalouglag* wird von den *Kalongs* immer an gewissen Bäumen erwähnt und jeden Morgen nach der *Kung* wieder aufgesucht. Dann sieht man sie an den Ästen entlang zu Hunderten und Tausenden nach Art der gewöhnlichen Fledermäuse an einem oder beiden Hinterfüßen aufgehängt, indem sie, die große Flughaut wie einen Mantel dicht um sich gefächelt, ihren Tageschlaf halten. Schleicht man aus Mutwillen in einen solchen Haufen hinein, so kriechen die armen Tiere schredersfüllt übereinander, flattern wohl auch, wenn sie in dem Gedränge ihre langen Flügel freimachen und entfallen können, im Kreisfluge die nächste Umgebung ab, kommen aber trotz aller Unruhe zu ihrem Standort zurück und geben sich dem Schlafe wieder hin, sobald einigermaßen Ruhe eingetreten ist. Daß ein solcher „*Flughund*“, wie man den *Kaloug* wegen seines hundähnlichen Kopfes allgemein nennt, mit seinen Hinterfüßen Beute ergreifen kann, dürfte wohl überraschen. Die vorderen Gliedmaßen bestehen nämlich nur in einem mit der Flughaut bespannten weit ausgebreiteten Handstelet ohne Klauen oder Finger, sind statt dessen aber am Daumen mit einem Haken zum Aufhängen versehen, und der *Kaloug* vermag diese „Vorderhand“ also einzig und allein zum Fliegen und gelegentlichen Anhalten zu benutzen. Um so geschickter ist er mit der Hinterhand, die mit scharfen Krallen bewehrt ist und dazu dient, nicht nur Früchte zu pflücken, sondern auch allerlei Kerbtiere zu erfassen, ja selbst kleine Fische aus Regenwassertümpeln anzugreifen. Eine fischende Fledermaus dürfte dem doch zu den Dingen gehören, von denen sich so mancher Naturforscher noch nichts hat träumen lassen.

Neben diesem *Flughund*, der besonders oder ausschließlich auf den Sunda-Inseln vorkommt, giebt es noch einen ihm nahe verwandten Vertreter der Gattung, den *Flugfuchs*. Er tritt auf Ceylon in Massen auf und unterscheidet sich von seinem Vetter, dem *Kaloug*, lediglich durch etwas geringere Größe und den fuchsröten Pelz, der ihm neben der spizen Schwanz seinen Namen eingetragen hat. Der *Flugfuchs* und der *Flughund* sind, was die Färbung anbelangt, geradezu Gegenstücke, denn während das Fell des ersten am Leibe rot, am Kopfe aber schwarz ist, zeigt der letztere in gelblich am Kopfe rötliche und am Leibe schwarze Färbung. Außer diesen kleinen Fledermäusen giebt es auch in Indien noch verschiedenartige kleine Fledermäuse, die ungefähr die Größe der unsrigen haben oder dieselben etwas übertreffen.

Aber nicht nur solche Säugetiere, die mit einer wirklichen Flughaut ausgestattet sind, verlegen sich in Indien aufs Fliegen, auch andere, deren Vordergliedmaßen ganz normal ausgebildet erscheinen, erfreuen sich der Fähigkeit, ziemlich große Abstände in der Luft durchzufliegen zu können, und zwar vermittelt sich einer Flatterhaut, die zwischen Hals-, Vorder- und Hinterbeinen und Schwanz ausgepannt und seitlich am Leibe befestigt ist. Den Europäern in Indien sind zwei Arten dieser so eigenartig ausgezeichneten Tiere bekannt, nämlich der *Taguan* oder das *Flugdröndchen* und der *Kaganag* oder *Flattermafi*. Beide kommen nur getrennt auf den indischen Inseln vor, unterscheiden sich aber nur durch wissenschaftlich fest-



gestellte Abweichungen, die für den Laien mehr oder weniger gleichgültig sind. An Größe und Färbung stimmen sie überein, ebenso in ihrer ganzen Lebensweise. Der Raguang, den ich auf Sumatra sehr gut kennen lernte, ist ein Kerfjäger von etwa 70 Centimeter Leiblänge mit einem fuchsroten schönen Pelz, ist aber im Gegenlag zum Teguung ungechwänzt, d. h., sein Anhängsel steckt mit in der Flatterhaut, während jener in seinem langen, buschigen Schwanz gewissermaßen ein Steiner besitzt, das er beim Fluge antwenden soll, wenn er die Richtung verändern will. Der Raguang ist im stonde, Strecken von 100 Metern flatternd oder vielmehr schwebend zurückzulegen, indem er sich durch einen Sprung von einem federnden Zweige eine gewisse Anfangsgeschwindigkeit verschafft, dann seine Flatterhaut grade ausspannt und nun schräg von oben nach unten, nach Art eines Papierdrachens, von der Höhe eines Baumes nach dem untern Teile eines andern segelt. Er macht dabei keinerlei Bewegungen, denn die Haut dient lediglich als Fallschirm. Es handelt sich also nicht eigentlich um Fliegen, denn der Raguang kann sich nie nach oben bewegen, sondern höchstens kurz vor Anknüpfung an nächsten Stamm durch die erreichte Geschwindigkeit die Richtung etwas nach oben ändern, so daß er in senkrechter Stellung flach an dem Stamm ankommt, an dem er dann wieder in die Höhe klettert, um das Spiel zu wiederholen. Wenn er abspringt, so hat er sich bereits sein Ziel erwählt, das er dann nicht mehr ändern kann. Hierauf gründet sich eine sehr einfache Fangweise, die man leicht anwenden kann, wenn der Raguang sich auf einem Baume befindet, der ziemlich allein steht und nicht zu viele andere Bäume in Flugweite stehen. Es braucht dann nur jeder Stamm, der etwa in Frage kommen könnte, durch einen dahinter versteckten Jungen besetzt zu werden, worauf man den Raguang durch stete Bemühung zum Verlassen seines Standortes zwingt. Sobald er sich abgeschwungen hat, läuft alles in der Richtung, die er genommen, und wenn er unten an dem in Aussicht genommenen Stamm anlangt, wird er mit Stangen erschlagen. Es ist sehr begreiflich, daß die Malaien und Battaler dem Raguang nachstellen, wo sie nur können, denn er richtet auf den Fruchtbäumen sehr erheblichen Schaden an.

Was die „fliegenden Kriechtiere und Lurche“ angeht, so zeichnet sich die „fliegende Eidechse“ Indiens, der *Platyrhina*, durch eine wunderbare Pracht der Farben aus. Er erscheint wie ein Wesen des Sonnenscheins, des Lichts, er vereinigt alle Nuancen des Regenbogens auf einem winzig kleinen Fleck zu bewundernder Gesamtwirkung. Man denke sich eine kleine Eidechse von etwa 20 Centimeter Länge, wovon über die Hälfte auf den langen schlanen Schwanz kommt. An den Seiten besitzt diese Eidechse eine kleine Zahl falscher Rippen, die durch eine schillernde Flughaut verbunden sind. Diese Flughaut nun, sowie der drachenähnliche Kopf mit seinen helmartigen Auswüchsen und hängenden Kehlfalten spielt in allen erdenklichen Farben und Schattierungen, vom metallischen Bronzebraun und Kupfergrün bis zu den wunderbarsten blauen, orange- und rosafarbenen Tinten, mit dunklen, tiefschwarzen, braunen und goldenen Flecken dazwischen, so daß bei jeder Bewegung des allerliebsten Tierchens ein Kreuzfeuer von verschiedenen Farbentönen entsteht, die übrigens nie grell wirken, sondern gerade in ihrer wundervollen Abtönung und ihrem Zusammenpassen ein wirklich ganz unbeschreibliches Bild gewähren. Dieses Sometierchen lebt leider nur auf den höchsten Zweigen der Bäume, so daß nur besonders bevorzugten Naturfreunden der Anblick desselben zu teil wird. Da oben lebt es paarweise und läßt sich von den Sonnenstrahlen der Tropenform bescheimen, indem es dann und wann einen kurzen Flug durch die Luft unternimmt, um irgend ein fliegendes Insekt zu erschlagen und sich dann wieder auf einem anderen Zweige niederzulassen. Auch der Flugdrache verfährt bei seinen „Flügen“ genau wie der Raguang. Den Beschluß dieser „fliegenden“ Merkwürdigkeiten mag der *Platyrhina* bilden, denn es giebt auf den Sunda-Inseln sogar auch einen Laubfrosch, der, mit ungemein großen Schwimmlhäuten ausgerüstet, durch Ausbreitung derselben eine Fläche herzustellen vermag, die ihn befähigt, ganz wie die übrigen beschriebenen Flattertiere mit einem Abstöß selbst von hohen Bäumen schräg zur Erde herabzuschweben. Ein wirklich wunderbares Land, dieses Indien, wo Frösche und Eidechsen, Eichhörnchen und Halbaffen fliegen, wo es Flugfische und Flughunde und gar noch fliehende Flughunde giebt! —  
(Aus der „Kölnischen Zeitung“.)

### Kleines Feuilleton.

k. Die erste Schiffszeitung, die sich der drahtlosen Telegraphie bediente, um die neuesten Nachrichten vom Festlande zu erhalten, sind die „Transatlantic Times“, die auf dem Dampfer „Saint Paul“ von der Amerika-Linie während der letzten Ueberfahrt von New York nach England herausgegeben wurden. Marconi hat den Passagieren diese Ueberraschung bereitet, als er mit seinen Apparaten von Amerika zurückkehrte. Er hatte dort den Verlauf der Weltfahrt zwischen „Columbia“ und „Shamrock“ einem New Yorker Blatte telegraphisch mitgeteilt, das so mit Hilfe der neuesten wissenschaftlichen Erfindungen alle Konkurrenten bei weitem geschlagen hatte. Bei der Ueberfahrt wurden jetzt die telegraphischen Nachrichten schon aufgenommen, als der Dampfer noch 110 Kilometer von der englischen Küste entfernt war, und zwar von der Station Needles, die Marconi für seine Experimente eingerichtet hatte und die vorher genau unterrichtet war. Die drahtlose Telegraphie wurde

tadellos und ohne jede Störung ausgeführt, während das Schiff 20 Knoten Fahrt machte. Mehrere Stunden hindurch wurde die Unterhaltung auf diese Weise fortgesetzt, und die Passagiere waren schon unterrichtet darüber, was an neuen Meldungen vom Kriegsschauplatz vorlag oder eigentlich nicht vorlag, bevor das Schiff landete. Die telegraphierten Nachrichten und der Bericht über das interessante Experiment wurden dann in der ersten und einzigen Nummer der „Transatlantic Times“ gedruckt, die für einen Dollar pro Exemplar zum Besten der Unterstützungskasse der Matrosen der Amerika-Linie verkauft wurde. —

— Ueber Vorkommen und Gewinnung des Chilisalpeters sprach Dr. Weitz in der letzten Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin. Nach einem Bericht der „N. Fr. Ztg.“ führte er folgendes aus: Der Chilisalpeter, der erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts größere Bedeutung gewonnen hat, kommt in dem südamerikanischen Küstengebiet, Chile genannt, in besonders mächtigen Lagern zwischen dem 17. und 19. Breitengrade vor, wo man eine Regenzeit nicht kennt. Da Wasser und natürlich auch der Regen den Salpeter, der in rohem Zustande unter einer gipsartigen, ziemlich schwachen Sandschicht lagert, auflösen würde, ist auch wenig Hoffnung vorhanden, daß weiterhin noch viele Fundorte von Nohsalpeter auf der Erde entdeckt werden dürften, weil ein Klima ohne Regen zu den Ausnahmen gehört. In Chile wird der Nohsalpeter, Caliche genannt, in drei verschiedenen Qualitäten gefunden, wovon die geringste nur 17—30 Proz., die beste 40—50 Proz. salpetersaures Natron enthält; die Verunreinigungen bestehen hauptsächlich aus Kochsalz (Chloratrium), dann aus schwefelsaurem, jodsaurem, borsaurem Kali, Sulfaten usw. Unter der Caliche liegt hellgrauer Thon, der immer direkt auf dem Vorgebirge aufliegt. Ueber den Verarbeitungsprozeß dieser Calichelager bestehen viele Theorien. Für am wahrscheinlichsten hält der Vortragende die Annahme, daß aus dem Ocean mächtige Tanginseln vulkanisch hochgehoben worden sind. Diese Seepflanzen, Tang genannt, enthalten viel Jod, einen Stoff, den man ja auch durch Verbrennen von Seepflanzen gewinnt, und die Entstehung der Salpeterlager kann man sich so erklären, daß zuerst das Seewasser verdunstete und dann die organische Fäulnis eintrat, welche über die Ammoniak zur Salpeterfäurebildung führte. Dieser von Möllner 1868 aufgestellten neuen Theorie steht eine andere gegenüber, welche die Salpeterlager auf Exkremente von Thieren zurückführte, was schon deshalb nicht glaublich erscheint, weil in den Excrementen das Jod gänzlich fehlt. Die Gewinnung des Salpeters ist im ganzen ziemlich einfach. Wenn das Dredgebirge aufgehoben ist, kommt schon reine Caliche zu Tage, die es gilt, in möglichst großen Stücken anzubereiten. Man bereitet sich deshalb an Ort und Stelle aus Schwefel, dem vorhandenen Salpeter und Holzohle eine Art Schießpulver, das als schlechtes Sprengmittel die gehoffte Wirkung nicht zu großer Zerkleinerung erzielt. Mit Mausekeln geht es dann zur Officina, wo Drehmaschinen die weitere Zerkleinerung besorgen. Nun wird die Caliche in möglichst kleinen Stücken in Kochtöpfen ganz zerlegt, wonach aus der entstandenen Lauge, die mit 110—120 Gramm C. in eiserne Kristallisationspfannen kommt, beim Erkalten der Salpeter herauskristallisiert, während das Kochsalz in Lösung bleibt. Dieser Handelsalpeter setzt sich zusammen aus: 95 Proz. salpetersaurem Natron, 2 Proz. Kochsalz, 0,6 Proz. Sulfate, 0,1 Proz. unlösliches, 2,3 Proz. Feuchtigkeits; ein durch Umkristallisation gewonnener raffinierter Salpeter enthält etwa 96 Proz. salpetersaures Natron. Die Lauge kann ohne große Verluste auf Jod verarbeitet werden; es erscheint deshalb der heutige Jodpreis als ein künstlich hoher und würde sofort zurückgehen, wenn man für das Jod neue Abfallquellen schaffte. Die Caliche-Lager in Chile dürften noch etwa 40 Jahre bei der heutigen bedeutenden Verwendung des Salpeters vorhalten. —

### Psychologisches.

c. Sehr interessante Versuche über die Längenvorstellung des Menschen hat der amerikanische Psychologe Colegrove im Psychologischen Laboratorium der Clark-Universität angestellt. Wie die „Zeitschrift für Psychologie und Pshyhiologie der Sinnesorgane“ berichtet, wurden einer großen Anzahl von Versuchspersonen 50 Kreise vorgelegt, die eine ununterbrochene Größenkala von 1 1/2—4 1/16 Zoll im Durchmesser darstellen sollten. Die Längendifferenz der einzelnen Durchmesser war 1/16 Zoll. Eine ähnliche Reihe von geraden Linien wurde außerdem zur Abschätzung vorgelegt. Es zeigte sich nun, daß das Maß 3 Zoll von allen anderen am besten geschätzt werden konnte. Während 3 Zoll 110 mal richtig angegeben wurde, war dies bei 2 1/16 nur 4 mal, bei 3 1/8 nur 10 mal der Fall. Die Angabe von Sechzehnteln war überhaupt sehr selten, Achtel dagegen wurden in den Längen zwischen 1—4 1/2 Zoll häufig richtig angegeben, Viertel sehr häufig und halbe und ganze Zoll natürlich am häufigsten. Die Feinheit der Abschätzung nimmt ab mit der Zunahme der gegebenen Längen. Diese Versuche könnten sehr wohl praktisch verwertbar werden, wenn man sie mit den Erfahrungen der Distanzschätzung im großen in Verbindung bringt. —

### Aus dem Tierreiche.

— Eines der unangenehmsten Tiere, die man in der See trifft, ist der *Octopus*, eine Cephalopodenart. Prof. Holder beschreibt nach der Wochenschrift „Mutter Erde“ einjelige Exemplare, die er in einem Aquarium auf Santa Catalina in Kalifornien gesehen. In seiner größten Länge mißt das größte der drei Exemplare beinahe



einen Meter. Solber erzählt: Als ich einen Finger in das Wasser bassin steckte, strackte der Octopus pfeilschnell einen seiner Fangarme mir entgegen, und als ich tiefer tauchte, ließ er den Felsblock, an dem er sich festgellammert hatte, los, und packte mit allen acht Fangarmen meinen Finger an, indem er einzelne Saugnapfe an die Handfläche presste. Zuerst zog ich meine Hand entsetzt zurück, späterhin aber hielt ich tapfer aus und beobachtete, wie das scheußliche Tier sich immer breiter machte und fast vollständig die Farbe meiner Haut annahm. Ich hatte von einem Biß nichts zu fürchten, aber es kam gar nicht so weit, denn scheinbar wollte das Tier mich nur erschrecken. Hielt ich die Hand still, so retririerte der Octopus teilweise gegen den Felsen hin, sobald ich mich aber rührte, umwandten mich wieder die acht schlangenhähnlichen Arme. Da packte ich ihn am eigentlichen Körper, und seine Wut kannte keine Grenzen mehr, jeden Augenblick hatte er eine andere Farbe, rot, schwarz, gelb und schließlich schien er ganz mit schwarzen Flecken gesprenkelt. Er machte einen verzweifeltten Versuch zu entzinnen und spritzte, als er endlich freigelassen worden, eine Menge dunkler Flüssigkeit aus. Wurde ein anderer Octopus in das Bassin gebracht, so kam mein alter Bekannter aus seinem Schupfwinkel hervor und griff den Ankömmling sofort wütend an, indem er ihn direkt umwand, und es sah graufig aus, als die 16 Fangarme scheinbar unentwirrbar miteinander verknüpft in rasender Eile sich um und um drehten, wobei beide Tiere massenhaft Tinte ausspritzten. Schließlich zog sich der Eindringling zurück und erlag auch bald seinen Wunden. Es ist nicht erwiesen, daß der Octopus wirklich ohne weiteres Menschen angreift; in den Legenden, in denen er zu Hause ist, gehen zwar viele Sagen über ihn, aus denen nur die Thatsache beselien bleibt, daß er verhältnismäßig oft gesehen wird, und daß er, wenn er aufgeschreckt wird, seine Fangarme gegen den Störenfried ausstreckt. Im Golf von Mexiko und in Kalifornien giebt es Octopi mit einem Durchmesser von sieben Meter. Auf Santa Catalina sind kleinere Exemplare sehr häufig, sie werden sogar aus dem Tiefwasser geholt. Eines dieser Ungeheuer warf einen der Fangarme über die Planke des Schiffes hin und wehrte sich derart, daß man es fast nicht ins Boot hineinziehen konnte, ohne die Fangarme abzuschneiden. Die Fangarme des Octopus sind vollständig mit Saugnapfen bedeckt. Werden sie fest gedrückt, so wirken sie auf den Tintenbeutel und die Tinte kann bis zu einem halben Meter hoch spritzen. Der kleine Mund ist mit so mächtigen Kiefern versehen, daß der Octopus leicht das Rückgrat mittelgroßer Fische, die er fängt, zerbrechen kann. In der Gefangenschaft nährt er sich von Fisch- oder Krabbenfleisch, und während seiner Wurzzeiten befinden sich die Fangarme beständig in wirbelnder Bewegung. —

**Technisches.**

— Große Thongefäße. In der Herstellung von Thongefäßen, die für das Arbeiten mit Säuren viel gebraucht werden, war man bisher auf 6—700 Liter Fassungsraum beschränkt. Nach einem von Marx angegebenen Verfahren gelingt es aber, Gefäße von 5000 Liter mit großer Festigkeit und Betriebssicherheit zu erzeugen. Marx geht davon aus, daß ein großes Thongefäß, um nicht zu springen, in einzelne Teile zerlegt werden muß, weil nur dadurch eine Spannung in der Ausdehnung vermieden werden kann. Ganz große Kessel können nicht in einem Stück gebraut werden. Um aber diese einzelnen Teile dicht aneinander zu bringen, presst er die einzelnen Teile in der Richtung von außen nach innen außerordentlich fest gegen einander. Nachdem zunächst in den eisernen Kessel eine mechanisch widerstandsfähige, säurefeste Schicht eingebracht ist, wird der so vorbereitete Kessel mit den einzelnen Haqonsstücken, welche zusammengenommen den Kessel bilden, mit Hilfe eines ebenfalls säurefesten Kittes ausgelegt. Dann wird der mehrteilige, mit weiten Fugen zusammengelegte Eisenmantel so weit zusammengeschraubt, daß die Fugen verschwinden. Man erwärmt die Gefäße am besten durch eingelegte Dampfsclangen, durch eingeblasenen überhitzten Wasserdampf oder durch eingeblasene heiße Luft, womit man sehr bequem eindampfen kann. Da sie fest von dem äußeren Metallmantel umschlossen werden, lassen sie sich rollen und bieten jedem äußerlichen mechanischen Eingriff den größten Widerstand dar. Aus diesem Grunde dienen sie speciell als Transportgefäße für Salzsäure und zur Aufspeicherung großer wertvoller oder gefährlicher Flüssigkeitsmengen. — (Techn. Mundschau.)

**Humoristisches.**

— Die ängstliche Gattin. Er: Heute wäre ich auf der Heimreise bald in ein Damencoups geraten, wenn mich nicht der Schaffner noch rechtzeitig zurückgezogen hätte.  
Sie: „Um Gottes willen! Du wirst doch dem Schaffner ein gutes Trinkgeld gegeben haben!“ —  
— Der verliebte Postadjunkt. „Wohin so eilig mit der Säge, Gevatter?“  
„Zum Postamt; der Adjunkt hat eben einem Mädchen, das vor dem Schalter stand, einen Kuß geben wollen, und da ist er im Fenster stecken geblieben!“ — (Wegged. hum. Bl.)  
— Ersah. Herr (bei der Befichtigung eines möblierten Zimmers): „Nieber ein Piano verfügen Sie wohl nicht?“  
Wirtin: „Ein Klavier haben wir nicht, aber einen Schreibsekretär — der schaut g'rad' so aus!“ —

— Die „Neue Freie Volksbühne“ veranstaltet am Dienstag, den 28. November, abends 8 Uhr, in Cobus Feststätten, Beuthstr. 19, einen „Madah-Abend“. Mitwirkende sind: Einleitender Vortrag: Dr. Rudolf Steiner; Gesang: Frau Hofkapellmeister Strauß-de Alina; Begleitung: Hofkapellmeister Richard Strauß; Recitationen: Mag Laurence und Friedr. Noest. —

— „Jau und Schlied“ ist der Titel eines neuen Bühnenwerkes, das Gerhart Hauptmann soeben vollendet hat. Es ist ein Märchen, das zum Teil in Versen geschrieben ist und sechs Scenen umfaßt; es wird noch im Laufe dieser Saison am Deutschen Theater zur Aufführung gelangen. —

— „Der Vielgeprüfte“ von Wilhelm Meher-Förster kommt am Silvesterabend zur Erlaufführung im Deutschen Theater. Die komische Hauptrolle spielt Georg Engels. —

— Ein „Franz Schubert-Verein“ soll in Berlin mit Beginn des nächsten Jahres ins Leben treten. —

— „Ephraims Breite“, Schauspiel in 5 Akten von Karl Hauptmann, ist für das Lobe-Theater in Breslau angenommen und wird im Laufe der nächsten Woche in Scene gehen. —

— Der Ausschuß zur Prüfung der eingegangenen Entwürfe zu einem Bistz-Denkmal in Weimar hat folgende Preise vertheilt: 2000 M. an den Bildhauer Hermann Hahn in München, 1000 M. an den Bildhauer Eiberding in Kassel und 500 M. an den Bildhauer Heinrich Fuß in Zinsbrud. Hahn ist die Ausführung seines Entwurfs unter Vereinbarung kleiner Aenderungen übertragen worden. —

— Gemma Bellincioni will jetzt als Sängerin und als Schauspielerin auftreten. In einer Tournee durch die Hauptstädte Europas will sie mit einem besonders gebildeten Ensemble den Versuch machen, zwischen den Opernaufführungen dieselben Werke auch schauspielerisch, als Dramen vorzuführen. Erneste Jacconi soll ihr Partner sein. —

— Im Verlage von J. G. W. Diez Nachf. in Stuttgart ist nach mehrjähriger Pause wieder ein „Wilderbuch für große und kleine Kinder“ erschienen. Das Buch enthält mehrere Buntbrude nach farbigen Aquarellen von August Specht und G. Feusch und eine große Zahl von Illustrationen zu den verschiedenen Texten. Von dem Inhalt sind außer einem größeren Märchen von Wilhelm Hauff, das von O. E. Lau illustriert ist, eine Anzahl größerer und kleiner Gedichte und eine Geschichte „Der Knabe mit den roten Augen“, die nach dem Französischen erzählt ist, zu erwähnen. Das hübsch ausgestattete Buch kostet kartoniert 75 Pf. —

— Das fünfzigjährige Jubiläum seines Erscheinens feiert Ende dieses Jahres das kritisch-wissenschaftliche Organ „Litterarisches Centralblatt für Deutschland“, das im Jahre 1850 von dem Leipziger Germanist Professor Friedrich Jarnde begründet wurde und im Verlage von Eduard Wenarius erscheint, jetzt von dem Sohne des ersten Herausgebers, Dr. Eduard Jarnde geleitet. —

— Pierre Loti, der französische Romancier, hat eine dreialtliche Tragödie „Manon“ vollendet. —

c. In Paris hat sich ein Komitee gebildet, das die Bildung eines Volkstheaters für Paris betreibt; u. a. veröffentlicht es ein Preisanschreiben um 500 Franks, die der Verfasser des besten Entwurfs für ein Volkstheater erhalten soll. —

— Im Gebäude des Petersburger Konservatoriums soll ein Rubinstein-Museum eröffnet werden. —

— In Florenz wurde ein vollständiges Exemplar der sehr seltenen Bibel mit den Commentaren von Nikolaus v. Lyra entdeckt, die im Hause des Don Pietro Massimo in Rom 1471—72 in fünf großen Bänden gedruckt wurde. Das Werk enthält eine große Zahl von kolorierten Zeichnungen eines italienischen Meisters jener Zeit, wahrscheinlich Mantegnas oder seiner Schule. Der Commentar von Nikolaus v. Lyra, der dieser seltenen Bibelauslage beigegeben ist, wurde auch von Luther benutzt, und es wurde auf diesem Umstand das bekannte Wort gemünzt: „Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset“ (Hätte Lyra nicht auf der Leier gespielt, hätte Luther nicht gezangt). —

— Feuerstein-Industrie. Die älteste Industrie in England hat ihren Sitz seit uralten Zeiten in dem an der Grenze von Norfolk und Suffoll gelegenen Dörfchen Brandon. Es ist die Herstellung von Flint- oder Feuersteinen, die als Hausindustrie gewöhnlich in kleinen, oft an die Rückseite der Wohnhäusern angebauten Schuppen ausgeübt wird, indem die gefundenen runden Knollen mit Hämmeru in kleine scharfkantige Stücke zer schlagen werden. Die sehr natürliche Frage nach den Verbrauchern von Feuersteinen in der Zeit der Phosphor-Streichhölzer und Repetiergewehre beantwortet sich dahin, daß mit den Steinen ein lebhafter Handel nach Italien und Spanien getrieben wird, wo der Feuerstein in ländlichen Gegenden, vereint mit Stahl und Zunder, seine Rolle noch immer spielt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. November.